



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Literaturgeschichtliches

Maler Müller. Der alte Dichter Friedrich Müller in Rom, der Fremdenführer und königlich bayerische Hofmaler, war noch immer eine originelle Figur. Wir wissen auch, wie er aussah: Ludwig Grimms Radierung läßt aus dem sonst nicht unschönen Gesicht des Alten einen verschmigten Teufel heraussehen, und Genelli zeichnet ihn ganz offen als herb sinnlichen Faun, dem ein stacheliger Lorbeerkranz den dicken Schädel umgibt. Längere Berichte über das Treiben und die Art des einstigen Stürmers und Drängers geben uns ein ähnliches Bild. Philipp Joseph von Mehnes, der Verfasser des rühmendswerten Romans „Scipio Cicala“, verkehrte in Rom mit Müller; er preist seinen Kunstverstand, seine treffenden Urteile, seine Erzählergabe, mit der er einen Kreis täglich stundenlang ergötzt und gefesselt habe, aber er weiß daneben auch Züge eines mißtrauischen Dämons zu überliefern. Glauben möchte man auch an jene durch Mehnes mitgeteilte Erzählung von dem großen Karton eines Gemäldes, mit dem Müller jahrelang geheimnisvoll zurückgehalten habe, bis keiner mehr an die Existenz glauben mochte. Schließlich hätten sich die Freunde dann doch von der Wahrheit seiner Behauptung überzeugen können; aber, statt ein Urteil zu geben, sei nach einer stummen Pause Thorwaldsen, den Kopf voran, durch den Karton durchgesprungen, die übrigen, unter ihnen schließlich Müller selbst, seien gefolgt. Verwandtes wußte Ludwig Tieck von dem alten Dichter Müller zu erzählen, der in einer verbittert renommitistischen Art, ohne Glauben zu finden, davon berichtet habe, daß er eine „Iphigenie“

geschrieben, die Goethes Werk weit hinter sich lasse. Und doch war auch dies Werk, das Tieck selbst für ein Phantom hielt, wirklich vorhanden, und heute, wo es teilweise veröffentlicht ist, will man immerhin mehr darin finden, als die römischen Künstler in jenem Karton fanden.

Dieser Mann und Greis, der vielen als komische Figur galt und doch von Ludwig dem Ersten von Bayern der Freundschaft und des brieflichen Verkehrs gewürdigt wurde, war einst eine große Hoffnung gewesen, nicht so sehr als Dichter, denn als Maler — wie der Poet sich ja selber Maler Müller nannte. Doch sollte sein Hauptruhm auf jene dichterischen Werke seiner Jugend beschränkt bleiben, die er vollendet oder entworfen hatte, ehe er 1778 als Stipendiat nach Rom gegangen war. Die späteren Werke und das spätere Treiben des Mannes erwecken hauptsächlich Interesse, weil er eine der charakteristischen Gestalten im Frühling unserer Dichtung gewesen war. Manches von seinen ungedruckten Frühwerken ist leider dauernd verloren — Mehnes sowohl als Heintze stellten Arbeiten, die ihnen handschriftlich bekannt waren, weit über die uns geläufigen. Eine der antiken Idyllen Müllers, „Der Faun Molon“, wird noch im Frankfurter Goethemuseum bewahrt und soll bald der Öffentlichkeit übergeben werden. Was wir kennen, genügt jedenfalls, um den Dichter dauernd interessant zu machen. Sein größter Ruhm hängt an seinen Faunenidyllen. Darum stellte auch Genelli den Alten in Rom als Faun dar. Als Dichter dieses Stoffkreises wird der seltsame Poet und noch seltsamere Maler von Genelli in Heyjes „Letztem Centaur“ herausbeschworen, an diesen Werken wird sich vor

allem Böcklin erfreut haben. Auch die Lyrik Müllers bringt engberwandte sinnesfreundige Bilder, das Liebestreiben des Meerestindes hat schon er in übermütigen Versen realistisch geschildert. Das war eine Welt, die er mit der Vollkraft seines Naturells erfüllen konnte wie kein deutscher Dichter vor ihm und nach ihm.

Bei Böcklin erscheinen nicht nur Faune und Meerestind, sondern auch der deutsche Landsknecht, der auf der Heimkehr sein abendlich besonnenes Dorf sinnend betrachtet. So kennen wir Müller auch als deutschen Romantiker und nicht nur als Dichter des antiken Stoffkreises. Er ist hier wieder Idyllendichter und Lyriker, dann auch Dramatiker. Die Werke des jungen Müller sind nicht so zahl- und umfangreich, als daß er den betretenen romantischen Stoffkreis einigermaßen erschöpfen könnte. Warum nun wirken bei ihm Motive, die später von anderen tausendfach variiert sind, wie etwa in der Idylle „Die Schaffsur“ die kurze Schilderung eines sommerlichen Liebesabends auf einer alten Burg, so stark und unvergänglich? Wohl weil das erste literarische Aufkommen solcher Stimmungen und Tatsachen fühlbar aus einem Unerlebnis hervorkommt, mit allem Reiz ersten Schaffensdustes. Auch die kunstvollste spätere Schilderung erreicht das nicht wieder. Ebenso rühmliches ist von der düsteren kleinen Dorfgeschichte zu sagen, die neben anderen Erzählungen in die Idylle „Das Nupsternen“ eingeklochten ist. Und voll von Szenen, auf die unsere Worte „volkstümlich, deutsch, romantisch“ passen, ist auch Müllers großes Schauspiel „Solo und Genoveva“, das gegen den Schluß an Poesie und Kraft mehr und mehr gewinnt. Nur als Bruchstück auf uns gekommen ist Müllers in der Jugend verfaßtes romantisches Prosa-drama „Fausts Leben“ — es ist nicht so zu loben wie die „Genoveva“, obwohl sich einzelne Szenen und Situationen sehen lassen können und der Dichter sein Werk mit einer äußerst blutvollen Vorrede in die Welt sandte. Aber hier ist alles zu breit. Bühnendramatiker ist Müller überhaupt in keiner Weise, auch die „Genoveva“ kann nicht aufgeführt werden, obwohl sie Müllers schönstes Werk ist.

Noch einen dritten Stoffkreis, den der biblischen Idyllen, vermochte der Dichter zu beleben. Aber trotz dieser Triumphe seiner Urkraft fehlte diesem großen Talent eins: zu der Fülle einer sinnlichen Natur die feste geistige Richtung und die großen Ziele. Zwischen Dichtung und Malerei hin und her gezogen und allzu leicht an äußerlich Charakteristischen klebend, ist er verlandet und trotz späterer Werke ohne die rechte Entwicklung geblieben. Darum zögert man natürlich schließlich doch, Namen wie den Böcklins neben dem seinen zu nennen, und läßt Müller nur als ein Unikum gelten. Das war er freilich auch, und nicht nur an Seltsamkeit, sondern an Kraft und Fülle. Wir dürfen uns seiner als eines interessanten Mannes erinnern, der in der Jugend ein echter Poet und im Alter jedenfalls noch eine originelle Gestalt war. Kein Zweifel, daß die Gegenwart, die andere Stürmer und Dränger zu Ehren bringt, sich auch seiner wieder bemächtigen wird.

Dr. Karl Freye=Friedenan

Die Zeit, da Goethe jung war und so häufig mit den anderen „Genies“ verwechselt wurde, die im Jahrzehnt 1770 bis 1780 als stürmende Revolutionäre eine neue Zeit heraufzuführen wollten, jene „inhaltsreiche Epoche“, für die das schattenhafte Klingerische Schauspiel „Sturm und Drang“ das Schlagwort hergab, läßt uns der Verfasser des vorstehenden Aufsatzes wieder lebendig werden in seiner zweibändigen Sammlung „Sturm und Drang. Dichtungen aus der Geniezeit“. (Mit sechs Porträts und zahlreichen Bignetten. Goldene Klassikerbibliothek. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co. Preis 5 M.) Es war eine gute Idee, Gerstenberg, Leisewitz, Lenz, Wagner, Klinger und den Maler Müller so zu vereinigen, daß sie nur mit den Werken, die für sie als Stürmer und Dränger charakteristisch sind, vertreten waren. Auf diese Weise ergab sich ein umfassendes Bild der Geniezeit, in dessen Verständnis Karl Freyes feinsinnige Einleitung trefflich einführt.

Kulturgeschichte

Einer, der das Grufeln lehrte. Schon in der Zeit, als Lutian schrieb, besaß man in Griechenland zahlreiche kräftige Grufelmärchen,

so daß der Spötter es für seine Pflicht hielt, gegen den Unfug aufzutreten. Nicht besser stand es seit alters in Mittelitalien, wo die etruskische Kunst beinahe den Eindruck erweckt, als habe sie ihr' Sach auf Graus gestellt. Unsere deutschen Märchen und Sagen lassen sich, wie bekannt, diesen Effekt gleichfalls nicht entgehen, und man hat bereits die Überzeugung gewonnen, daß die früheren Fassungen darin noch weit mehr leisteten. Wichtig hierfür ist immer der um 1220, lange vor der letzten Umgestaltung des deutschen Märchenschatzes, niedergeschriebene Dialogus Miraculorum des Zisterziensermönchs Caesarius v. Heisterbach gewesen. Der fromme Mann besaß sowohl ein hübsches Pseudotalent wie den starken Glauben, der alles Wunderbare beherzt mitnahm, und seine Oberen ermutigten die Schriftstellerei des Ordensbruders um so mehr, als allerlei politisch nützliche Geschichten in dem Buche unterliefen, das sich ausdrücklich an die heilige Einfalt wendet. Mit Einfalt trägt Caesarius selber vor, was er erlauscht hat; und wird ein Märchenstoff einmal bedrohlich heidnisch, dann muß eben die Gottesmutter eingreifen, — auf die Gefahr hin, sich dabei gegen alle christlichen Voraussetzungen zu betätigen. Gleichsam zur Entschuldigung muß dienen, daß der Teufel noch apokalyptische Macht und Herrlichkeit besitzt, daß die Welt der Dämonen noch recht unabhängig in den Alltag hineinragt. Will die Kirche den düsteren Fragen aus dem Schwefelstufel, die bei Bedarf nahezu jedes Glaubenswunder nachahmen, streitbar begegnen, dann heißt es manchmal die Gnadenmittel in einer Weise anwenden, als seien sie dicke Keulen. Aus dieser Charakteristik läßt sich aber schon schließen, daß der vergleichenden Mythologie hier ungemein reiche Ausbeute erwächst, und deshalb hat Dr. Ernst Müller-Holm eine verdienstliche Arbeit mit seiner Verdeutschung des größeren und bedeutsameren Teils der Wundergeschichten geliefert (Berlin; Karl Schnabel Verlag; Preis M. 7.—). In gutem Stil und mit Liebe zum Gegenstand wiedererzählt, kann die ansprechend

ausgestattete Erneuerung des Quellenwertes auf Interesse rechnen.

E. P.

Unterhaltung mit Eiszeitmenschen. Prof. Dr. Carl Franke schreibt hundertzwölf Seiten größeren Oktavs voll über „Die mutmaßliche Sprache der Eiszeitmenschen“ (Verlag Herm. Loewe, Leipzig und Zürich, 1911). Er bezeichnet das Werk als die Durchführung einer Hypothese, aber einer, die sich auf positive Tatsachen stütze. Leider muß der Verfasser einräumen, daß die Reihe seiner positiven Tatsachen „gewaltige Lücken“ aufweise, doch er besiegt dieses Hindernis durch Aufzählung der Titel eigener sprachwissenschaftlicher Arbeiten — sie haben mit denen des Herkules gemein, daß es gerade ihrer zwölf sind. Im übrigen baut sich die Darlegung an Beobachtungen über die Lautbildungsfolge bei modernen Kindern und über deren Sprechenlernen auf. Denn die kümmerlichen Schädelstunde vom Neandertal u. dgl. haben vorläufig nur Wert als Aufputz, und die sog. „Tier Sprachen“, nämlich die Verständigungsmittel niederer Geschöpfe, erlauben nicht den gesuchten Anschluß. Es wird bald klar, wo der Fehler steckt. Nicht beim Nachwuchs alter Kulturen, sondern bei Kindern der Tschuktischen, Eskimos oder Feuerländer hieß es nach Analogien forschen, und dann recht vorsichtig sein. Davan, daß man dies tun könnte, hat Prof. Franke, soviel zu sehen, überhaupt nicht gedacht. Er benutzt vielmehr Statistiken oder Einzelbeispiele aus bequemem Umkreise und überträgt mit „daher“ auf die Eiszeitmenschen, was ihm irgend recht und billig dünkt. Merkwürdigerweise wagte er nicht, die Eiszeitsprachen zu rekonstruieren, so daß seine Schrift im Titel irreführt; sie behandelt nur das etwaige Sprachvermögen der Eiszeitler. Vielleicht aber ist ein guter Rat befolgt worden, die schon fertigen Proben der Glazialsprache lieber zu unterdrücken. Wir haben eine schöne wissenschaftliche Normalarbeit genossen, die „methodisch“, d. h. bei Ausschluß der unphilologischen Realkritik, alles Lob ernten kann. Nur die Kurage wird übertrieben.

E. U.

